

# Fragen der gewerkschaftlichen Taktik in Genf

Autor(en): **Gebauer, P.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Gewerkschaftliche Rundschau für die Schweiz : Monatsschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes**

Band (Jahr): **6 (1914)**

Heft 6

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-350260>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beruf	Stadt	Land	insgesamt	Beteiligte Personen
Bureaudienst	110	68	106	22
Handel	99	98	99	136
Modes	95	87	93	9
Schneiderei	90	93	90	50
Näherei	85	95	87	26
Glättereie	81	73	79	18

Am besten sind offenbar die Angaben der 136 Ladentöchter zur Verallgemeinerung geeignet. Die Resultate stimmen durchaus überein mit dem, was man über deren ökonomische Lage bisher annahm. Nun sage man, ob es möglich sei, dass ein auf sich selbst angewiesenes Mädchen mit einem Lohne von 90—100 Fr. in der Stadt auskomme! Auf die Dauer erscheint das einfach unmöglich. Wie oft ist es schon ausgerechnet worden: Das Zimmer kostet 20 Fr. im Monat, die Wäsche 3 Fr., Schuhe und Kleider 10 Fr.; unter 60 Fr. im Monat für Ernährung kommt man normalerweise unter keinen Umständen weg... Und nun vergleiche man die Lohnzahlen, wie sie ermittelt wurden! Hier liegt die Hauptquelle der Prostitution, ihr Mucker! Die Mädchen, die solche Hungerlöhne verdienen, können unmöglich den Lockungen widerstehen, die von aussen kommen, und all die tausend Wünsche unterdrücken, die ein junges Herz ans Leben hat. Und zudem: die Mädchen müssen ja « schick » sein, sonst sind sie keine Reklame fürs Geschäft.

Wir haben uns daran gewöhnt, von Hungerlöhnen der Heimarbeiter zu sprechen. Wenn man die Lohnsummen der zürcherischen Arbeiterinnen dieser Enquete den Arbeitsstunden gegenüberstellt, dann kommt man zum Resultat, dass diese Arbeiterinnen nicht viel besser, ja relativ vielleicht noch schlechter stehen als die Heimarbeiter. Der Lohn, der auf eine Arbeitsstunde entfällt, ist für einige Berufe folgender:

	Löhne in Rappen		Total
	Stadt	Land	
Bureaudienst	48	30	47
Modes	37	33	36
Schneiderei	35	34	34
Näherei	33	39	34
Handel	34	31	33
Glättereie	29	26	28

Also: Ladentöchter, Schneiderinnen und Modistinnen verdienen *in der Stunde etwa um 30 Rappen herum!* Ist das nicht eine geradezu aufreizende Tatsache? Ist die Arbeitskraft eines jungen Menschen denn so wenig wert? Komme man nicht mit Behauptungen wie: die Mädchen heiraten ja früher oder später! Darum handelt es sich nicht. Einmal ist diese Behauptung für den grössten Teil unrichtig, und zweitens ändert sie an der Tatsache der Ausbeutung doch nicht das geringste.

Die Zahlen erklären uns verschiedenes. Wir haben bisher mit der Organisation dieser Schichten durchaus Misserfolg gehabt. Warum? Diese Arbeiterinnen können unsere Beiträge einfach nicht bezahlen. Gerade für diese müssten wir niedrige Beiträge einführen. Für sie müssen andere, Bessergestellte, die höheren Beiträge aufbringen. Diese Arbeiterinnen haben nicht einmal genügend Verdienst, um sich zu ernähren. Wir müssen sehen, sie in Masse zu gewinnen. Die Beiträge sind vorderhand Nebensache. Durch eine Massaktion muss versucht werden, ihre Lage zu verbessern. Und wenn man auch nur einen Augenblickserfolg hätte: Ein solcher ist besser als nichts. Wer da weiss, wie schwer, ja wie unmöglich es beinahe ist, die hier Beteiligten zu irgendeiner Aktion, geschweige denn für die Gewerkschaft zu gewinnen, der wird wieder zurückgreifen auf die *gesetzliche Regelung der Arbeitszeit*. Diese muss verkürzt werden, wesentlich verkürzt werden, um den Wert der Arbeitskraft heraufzuschrauben. Die gegenwärtige skandalöse Bezahlung ist nur möglich unter dem Drucke der langen Arbeitszeit, der die Arbeitskraft entwertet.

Aber vielleicht will gerade aus diesem Grunde der Kantonsrat nichts tun, um die Lage dieser Arbeiterinnen zu verbessern. Seiner Mehrheit nach ist er ja heute aus Leuten zusammengesetzt, die an der Entwertung der menschlichen Arbeitskraft das allergrösste Interesse haben. Die Arbeitskraft ist ihnen eine Ware, und sie vergessen oder wollen nicht sehen, dass damit der Träger der Arbeitskraft, der Mensch, auch zur Ware herabsinkt.



## Fragen der gewerkschaftlichen Taktik in Genf.

Von P. Gebauer, Genf.

Notwendig und unerlässlich erscheint einmal die gründliche Erörterung der Fragen, welche in Genf bei jedem Versuch der Arbeiterklasse, ihre Lage zu verbessern, auftauchen; Fragen, deren Bedeutung eine grosse und deren Lösung eine schwierige ist. Sie sind nicht nur für Genf allein interessant, sondern sie haben ihre Bedeutung überall, wo zwei grundverschiedene Anschauungen über Form und Wesen des gewerkschaftlichen Kampfes gezwungen sind, sich zu verbinden, um einen gemeinsamen Feind, den Unternehmer, zu bekämpfen. Für das Unternehmertum der verschiedensten Länder bleibt die Art seiner Kampfführung im Grunde stets dieselbe und beschränkt sich darauf, mit den Mitteln der Geldmacht und Staatsgewalt einer Aenderung der wirtschaftlichen Verhältnisse entgegenzutreten. Gewöhnlich ist im modernen Klassenkampfe der Arbeiter

der angreifende Teil und sein Erfolg hängt im wesentlichen von der Entwicklung des Organisationsgedankens und den momentanen wirtschaftlichen Verhältnissen eines Platzes ab. Die Ungleichmässigkeit dieser beiden Faktoren wirkt auch bestimmend auf die Form des gewerkschaftlichen Kampfes innerhalb eines bestimmten Gebietes, dessen Grenzen durch Sprache und Rasse, Nationalität oder Farbe gezogen sind. Als Ausdruck einer Arbeiterbewegung gilt *das gemeinsame Handeln*, welches in der *Organisation* seine planmässige Entwicklung erfährt und in der *Zentralisation* seinen Höhepunkt erreicht. Je nachdem nun in der Arbeiterbewegung eines Landes die Erkenntnis des Klassenkampfes durch Anwendung einer der drei Betätigungsstufen gekennzeichnet wird, spricht man von einer höhern oder niedern Form des Kampfes.

Während nun der Genfer Unternehmer, sei er Franzose, Deutscher oder Italiener, nur *ein* Bestreben kennt, nämlich seinen Geldsack zu schützen, machen sich bei den Arbeitern, wo dieselben Nationalitäten vertreten sind, die Bemühungen geltend, eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage just mit *den* Mitteln zu erreichen, die in *ihrem* Lande die Kampfform der Arbeiterklasse bilden. Drei Bewegungen der letzten Jahre können als Beispiele gelten, um zu zeigen, wie wenig dieses Verhalten angebracht ist und die Lehren daraus die Grundlage bilden, auf welcher eine tatsächliche Verbesserung der Verhältnisse anzustreben ist. Diese drei Bewegungen sind die der Fabrikspengler 1912/1913, die der Möbelschreiner 1913/1914 und der gegenwärtig stattfindende Bauarbeiterstreik. Die Teilnehmer an der ersten Bewegung waren fast durchweg Mitglieder des Schweizerischen Metallarbeiter-Verbandes, viele langjährig organisiert und vollkommen auf dem Boden der zentralistischen Kampfweise stehend. Bei den Möbelschreibern war anfänglich nur ein kleiner Teil zentralorganisiert, *während* des Streiks jedoch traten eine grosse Zahl Syndikalisten (im französischen Sinne) und Indifferente (bisher überhaupt Unorganisierte) dem Zentralverbande bei. Hier erlangten sie bald einen derartigen Einfluss, dass der Kampf in syndikalistischer Auffassungsweise geführt wurde, allerdings mit den Geldmitteln des Zentralverbandes. Bei dem gegenwärtig entbrannten Bauarbeiterstreik ist nur ein winziger Teil der Arbeiter im syndikalistischen Sinne organisiert, während die grosse Masse der Streikenden zu den Indifferenten gehört. Der Angelpunkt der drei Bewegungen war die Arbeitszeit, deren Verkürzung oder die Abwehr einer Verlängerung in Betracht kamen. Das Resultat der Kämpfe war stets ein negatives für die Arbeiterschaft, und es ist bedauerlich, dass man sich am Platze Genf verhältnismässig wenig mit den

Ursachen dieser auffälligen Erscheinung befasst. Anstatt den Dingen auf den Grund zu gehen, findet man sich nach dem ungünstigen Ausgange eines Kampfes resigniert mit den Tatsachen ab, jammert über die Zersplitterung in der Arbeiterschaft und schiebt alles auf die « Verhältnisse », welche für alles Unliebsame den Sündenbock abgeben. Was die Zerplitterung anbetrifft, so bezieht sich diese auf die verschiedene Auffassung über die Form und Taktik einer Organisation bei wirtschaftlichen Kämpfen. Da aber weder mit zentralistischer noch syndikalistischer, auch nicht mit beiden zusammen, Erfolge errungen sind, müssen wohl andere, tiefere Ursachen vorhanden sein, welche *jeder* Bewegung den Stempel der Unzulänglichkeit aufdrücken. Die klare Erkenntnis dieser Ursachen wäre der erste Schritt zu einer Gesundung der Verhältnisse. Sie erhellt aus einer objektiven Betrachtung der drei obengenannten Bewegungen, deren jede nach einer andern Taktik ausgeführt, sowohl in Verlauf als Folge mit den andern übereinstimmte.

Der Verlauf der Fabrikspenglerbewegung war kurz folgender: Im März 1912 erfolgte von seiten der Arbeiter die regelrechte Kündigung des alten Vertrages sowie die Vorlage eines neuen. Derselbe enthielt als Hauptbestimmung die Einführung oder besser gesagt die prinzipielle Anerkennung der 55stündigen Arbeitszeit pro Woche durch die der Branche angehörenden Unternehmer. Obwohl der alte Tarif die 57stundenwoche als Normalarbeitszeit vorsah, so bestand doch in den Betrieben, wo eine gute Organisation vorhanden war, schon lange die 55stündige Arbeitszeit. *Sie bestand als ein Akt der Toleranz der Unternehmer*, nicht als eine von den Arbeitern erkämpfte und vertraglich festgelegte Errungenschaft. Darin aber lag ein schwerer taktischer Fehler, der sich später bitter rächte; denn in dem Moment, wo die Verhältnisse für die Arbeiter so lagen, dass sie eine stillschweigende Anerkennung der kürzern Arbeitszeit erzielten, hatten sie auch die Macht, eine vertragliche Festsetzung derselben zu erzwingen. Im Vertrauen auf ihre Stärke durch die Zugehörigkeit zu einer grossen Gewerkschaft versäumten die Fabrikspengler diesen wichtigen Umstand, und um so grösser war ihre Verblüffung, als die Unternehmer einen Vertrag, der die 55stündige Arbeitszeit enthielt, rundweg ablehnten. Die Arbeiter mussten jetzt also den Kampf für eine Sache aufnehmen, in deren Besitz schon ein grosser Teil von ihnen war, und wo es nur einer energischen Tat bedurft hätte, um eine formelle Anerkennung durch die Unternehmer zu erreichen. Dieser Mangel an Energie im gegebenen Moment von seiten der Arbeiter und das Fehlen eines oder mehrerer tüchtiger Führer am Platze, welche in klarer Erkenntnis einer gün-

stigen Situation die erforderlichen Massregeln treffen, sind zwei gewaltige Hemmschuhe an der Höherentwicklung der Genfer Arbeiterbewegung. Diese Energie des Arbeiters, welche mit der Vertiefung seines Klassenbewusstseins wächst, ist ihm nun keineswegs angeboren, sondern muss ihm anerzogen werden. Sie schiesst nicht wie ein Pilz aus der Erde während eines Konflikts, sondern ihre Pflege ist Aufgabe einer ruhigen Zeit. Einen grossen Fehler begingen die Spengler bei dem Konflikt durch ihre Vertrauensseligkeit. Trotzdem vom Verband die Bewilligung zu einem Streik vorlag, warteten die Arbeiter jeder Fabrik gerade auf das gute Herz ihres Unternehmers, um ohne Kampf in den Besitz der 55stundenwoche zu kommen. Jene Unternehmer, welche, äusserlich Gentlemen, vor dem Schiedsgericht eine Konvention unterzeichneten, die als Haupterrungenschaft die 55stündige Arbeitszeit pro Woche enthielt, und die hernach ihre eigene Unterschrift verleugneten und mit den gemeinsten Mitteln ihren Willen durchsetzten. Das alles wussten die Spengler und spürten es fortwährend am eigenen Leibe; aber anstatt die Versammlungen zu besuchen, anstatt an der Festigung und Vertiefung ihrer gewerkschaftlichen Ueberzeugung zu arbeiten, fühlten sie sich froh in dem Bewusstsein, eine Errungenschaft, auf dem Papier, zu besitzen. In gläubigem Vertrauen hofften sie von Tag zu Tag, dass die Unternehmer ein Einsehen haben und die Arbeitszeit von selbst auf die frühere Dauer reduzieren würden. Sie hoffen heute noch. Mit einer Ausnahme, und auch diese nur für wenige Arbeiter, wird heute überall bei den Fabrikspenglern in Genf 57 Stunden und mehr geschafft. Ueber ein Jahr ist seit ihrer verunglückten Bewegung vergangen und wohl manchem drängt sich die Frage auf: Was tun sie jetzt, was tut die Gewerkschaft, um die Scharte auszuweiten? Die ehemals blühende Spenglergruppe ist verschwunden, die Organisation in den Werkstätten gelockert. Die Unternehmer benutzen ihren Sieg nicht nur zur Verlängerung der Arbeitszeit, sondern auch zur Verschlechterung der Arbeitsverhältnisse. In einer grossen Fabrik werden die Arbeitspreise fortwährend herabgedrückt, in einer andern schikaniert ein halbwahnsinniger Werkmeister die Arbeiter. Diese aber, langjährig organisiert, lassen sich alles gefallen und schweigen. Es ist für die Gewerkschaft nicht nur eine Frage der Taktik, sondern der Notwendigkeit, diese Leute aus ihrer Lethargie aufzurütteln. Denn sonst besteht die Gefahr, dass, wenn es den Unternehmern einfällt, die 58- oder 60stündige Arbeitszeit einzuführen, sie dieselbe akzeptieren, annehmen *müssen*. Für eine Genfer Gewerkschaft ist es viel wichtiger, überzeugte als nur zahlende Mitglieder zu haben; da aber das Verhältnis zumeist umgekehrt ist,

muss es ihre Aufgabe sein, mit dem A-b-c organisatorischer Tätigkeit zu beginnen. Die Organisation ist nicht nach der Zahl der Mitglieder, sondern nach dem Geist, der diese beherrscht, zu beurteilen, und die erste taktische Aufgabe ist, denselben kampffähig zu machen. Dazu gehört aber vor allem die Ausrottung des Vertrauens, des Servilitätsgefühls für den Unternehmer. Fast jeder Genfer Unternehmer gehört einem der grossen schweizerischen Verbände an, ohne Murren fügt er sich den Bestimmungen seiner Organisation, und *das persönliche Interesse*, welches er vielleicht für den einen oder andern Arbeiter hegt, tritt vollkommen zurück, sobald sein *Klasseninteresse* in Frage kommt. Diesen Umstand den Genfer Arbeitern begreiflich zu machen, speziell auch den Organisierten, sie zu veranlassen, in dem Fall das Beispiel der Unternehmer nachzuahmen, sollte eine der Hauptaufgaben der Gewerkschaften sein. Es ist richtig, dass in vielen Mittel- und Kleinbetrieben ein patriarchalisches Verhältnis herrscht, dass besonders durch das Verschwägert- und Verwandtsein zwischen geborenen *Genfer* Arbeitern und Unternehmern Verhältnisse geschaffen werden, die einem Kampfe von vornherein die Schärfe nehmen. Auch noch andere Umstände, zum Beispiel chauvinistische Regungen bei dem einzelnen Arbeiter, persönliche Reibereien, die immer eintreten, sobald es innerhalb einer Organisation an grossen Zielen fehlt, alle diese Umstände zusammen ergeben die berühmten Genfer Verhältnisse, und so klein und kleinlich die Tatsachen oft sind, zusammen sind sie das Haupthindernis für eine erfolgreiche, gewerkschaftliche Entwicklung. Es gehört schon eine Portion Selbsterkenntnis und Selbstüberwindung dazu, diese Ursachen einzugestehen, aber soll ein Schaden geheilt werden, so muss man sich zunächst und überhaupt einmal mit ihm beschäftigen. Die Forderungen in bezug auf gewerkschaftliche Taktik in Genf, welche sich aus der verunglückten Spenglerbewegung ergeben, sind also kurz folgende:

Sofortige, tarifliche Festlegung auch der kleinsten Errungenschaft. Verschärfung des Kampfcharakters einer Organisation. Das Bewusstsein bei dem Arbeiter zu pflegen, dass der Unternehmer durch die wirtschaftlichen Verhältnisse sein Feind und danach zu behandeln ist. *Die Ursachen einer verlorenen Bewegung mehr in den innern Verhältnissen einer Organisation als in äussern Umständen suchen.*

Die Wahrheit des Wortes « Eines schickt sich nicht für alle! » findet seine Erhärtung bei Betrachtung der Genfer Gewerkschaftsbewegung. Die passive Resistenz, das Verharren in ihrer Untätigkeit, brachte den Fabrikspenglern so wenig Erfolg als den Möbelschreibern das Verharren im Streik. Ueber den Verlauf desselben wurde bereits

ausführlich an anderer Stelle der « Gewerkschaftlichen Rundschau » berichtet. Die taktischen Forderungen für ein erfolgreiches Wirken innerhalb der Organisation sind dieselben wie bei den Fabrikspenglern. Die wichtige Frage aber, welche diese Bewegung auslöste, ist die, wie stellen sich die Angehörigen einer Gewerkschaft zu einer Bewegung, deren Berechtigung sie anerkennen, mit deren Ausführung sie aber nicht einverstanden sind? Hier tritt sofort die schroffe Scheidung zwischen deutscher und französischer Kampfform, zwischen germanischem und romanischem Charakter scharf zutage. Für die Unternehmer war die Sache sehr einfach. Sobald den Genfer Meistern das Wasser an die Kehle ging, erhielten sie von ihren Schweizer Kollegen sowie von dem Bauunternehmer- und dem mächtigen Metallindustriellen-Verband die weitestgehenden Unterstützungen. Die Arbeiter aber sahen kühl dem Kampf ihrer Kameraden zu, und waren schwer zu einer Unterstützung heranzukriegen. Es ist schon vorher gesagt worden, dass ein grosser Teil der Streikenden Unorganisierte waren, welche während der Bewegung dem Verbandschweizerischer Holzarbeiter beitraten. Für diese Leute Geld auszugeben, fiel manchem deutschen Genossen schwer; denn nur zu nahe lag die Vermutung, dass die Gewohnheit der Indifferenten, in schweren Zeiten die Organisation als Melkkuh zu benutzen, sich zu einem Krebschaden der Genfer Gewerkschaftsbewegung auswachsen würde. Die zentralorganisierten Arbeiter waren also vor die Frage gestellt: Wollt ihr eure Genossen, welche nur mit Hilfe der Unorganisierten in eine Bewegung treten können, unterstützen, indem ihr allen helft, oder wollt ihr sie alle fallen lassen? Das Solidaritätsgefühl wird hier unbedingt die Hilfe bejahen, der überlegende Verstand aber wird sich fragen: Habe ich die Verpflichtung, Leute, die sich jahraus, jahrein um nichts kümmern, die mich oft sogar bekämpfen, zu unterstützen und so indirekt die Indifferenz zu fördern? Die Antwort wird nein lauten, und somit entsteht ein Dilemma, dessen Lösung eine der schwierigsten Fragen gewerkschaftlicher Politik ist.

Wie in vielen andern Schweizer Städten, besteht auch in Genf eine Arbeiterunion, das heisst eine lokale Zentralorganisation der Gewerkschaften. Bei der Gründung derselben war als Leitgedanke die Förderung der Arbeiterbewegung durch einen engern Zusammenschluss der Gewerkschaften und die einheitliche Führung ihrer Aktionen vorhanden. Eine Möglichkeit, solche Schwierigkeiten, wie sie anlässlich der Möbelschreinerbewegung auftauchten, zu beseitigen; liegt bei der Arbeiterunion, nur muss sich diese vor einem Streik und nicht währenddessen oder nachher damit befassen. Kommen bei einem

Streik organisierte oder unorganisierte Arbeiter in Betracht, so prüfen die Delegierten der einzelnen Gewerkschaften die Unterstützungsfrage entsprechend den Umständen, und ihr Entscheid ist dann massgebend für jedes Gewerkschaftsmitglied. Dieses Verfahren hat zunächst zwei grosse Vorteile, indem erstens die Arbeiterschaft sich rasch und energisch mit einem Streik beschäftigen muss und die Ursachen in weitem Kreisen bekannt werden, zweitens aber die hässlichen und zeitraubenden Streitereien in den Sektionen, über Zweck oder Zwecklosigkeit der Mitunterstützung von Unorganisierten, wegfallen. Um ihren Zweck zu erfüllen, müsste jedoch ein Ausbau und eine Reorganisation der Genfer Arbeiterunion stattfinden. Wie der Möbelschreinerstreik gezeigt, ist trotz der Union der Zusammenhang der Gewerkschaften ein sehr loser, und von einem einmütigen Vorgehen war erst recht keine Rede. Es ist eine der Lebensfragen für die Genfer Arbeiterschaft, bei all ihren Aktionen gemeinsam vorzugehen, sich vorher über alle Massregeln zu verständigen und so den Unternehmern das Bild einer geschlossenen Macht zu geben, mit welcher anzubinden sich diese zweimal überlegen werden. Dass ein derartiges Vorgehen auch bei den indifferenten Arbeitern seine Wirkung nicht verfehlen würde, liegt wohl klar auf der Hand, und das beste Mittel gewerkschaftlicher Erziehung ist doch immer die *Betätigung* gewerkschaftlicher Ueberzeugung. Handelt es sich in Genf darum, beim Streik einer aus zwei Elementen bestehenden Gewerkschaft einzugreifen, so ist auch Rücksicht auf den moralischen Eindruck dieses Vorgehens zu nehmen, und die Frage, wer ist dem Streikenden sympathischer, der unorganisierte Franzose, welcher *aus dem Gefühl heraus* seinen Obolus entrichtet, oder der gutorganisierte Deutsche, welcher *aus der Ueberlegung heraus* diesen verweigert, ist leicht zu entscheiden.

Damit sind wir bei der Stellung und dem taktischen Verhalten der Gewerkschaften zu einer Bewegung unorganisierter Arbeiter, wie der gegenwärtige Bauarbeiterstreik sie darstellt, angelangt. Es wäre gänzlich verfehlt, dieselbe zu ignorieren; denn an einem Platze, wo fast kein Fortschritt die Arbeiterklasse auszeichnet, verdient schon jeder Versuch zu einem solchen Anerkennung und Würdigung. Ist der streng organisierte Arbeiter vielleicht auch nicht immer mit der Taktik der Streikenden einverstanden, die Sympathie kann er jenen, die unter weit härteren Bedingungen als er selbst kämpfen, nicht versagen. Vor allem aber kann er lernen, und aus den fremden Fehlern die eigenen Mängel entdecken. Der unorganisierte Arbeiter bildet eben doch bei den wirtschaftlichen Kämpfen in Genf einen wichtigen Faktor, der nicht übersehen werden kann. An-

statt ihn nun abzustossen und kopfscheu zu machen, sollte es zur Taktik des klugen Gewerkschafters gehören, ihn zu gewinnen. Denn das Bedürfnis, seine Lage zu verbessern, hat auch der Unorganisierte; früher oder später werden die Not oder die eigene Ueberzeugung ihn selbst auf seine natürliche Hilfe, die Organisation, hinweisen. Und er wird sich da anschliessen, wo er am meisten Tatkraft und Sicherheit, innere Festigung und äussere Geschlossenheit vorfindet. Geht die Taktik der Genfer Gewerkschaften dahin, diese Eigenschaften zu erzielen und zu pflegen, so werden sie auch bald den ihnen zukommenden Rang im hiesigen Wirtschaftsleben einnehmen.



### Der Kost- und Logiszwang — ein kulturfeindliches System.

Das Kost- und Logisssystem wird meist als ein Ueberbleibsel früherer Jahrhunderte, als ein Rest des alten Zunftwesens und als eine nur noch mit dem aussterbenden *Kleinhandwerk* zusammenhängende Erscheinung geschildert, die mit diesem *notwendig im Rückgange* begriffen sei. Man hat daher die Bekämpfung dieses Systems, obwohl man von seiner Schädlichkeit durchaus überzeugt war, lange Zeit gegenüber der Förderung anderer Gewerkschaftsaufgaben vernachlässigt, es der Zeit, der wirtschaftlichen Umwälzung überlassen, mit ihm wie mit andern Resten der Zunfttherrlichkeit aufzuräumen. Nach zwei Richtungen hin hat sich diese Annahme als irrig erwiesen, in historischer wie in realer Hinsicht. Wohl ist es allgemein bekannt, dass im alten Handwerk das Hilfspersonal fast stets im Hause des Meisters seine volle Verpflegung erhielt und dass diese Zustände im kleinstädtischen und ländlichen Handwerk heute noch dieser mittelalterlichen Hausgemeinschaft in mancher Beziehung ähneln. Aber neben diesem rückständigen System hat sich ein modernes Kost- und Logisssystem auf industrieller, sogar grossindustrieller Stufe entwickelt, das nicht minder wie jenes eine Gefahr für die Hebung und Befreiung der Arbeiterklasse bedeutet. Schon K. Marx schildert in seinem Lebenswerke «Das Kapital», wie das nach Fabrikkindern lüsterne englische Unternehmertum massenweise die sogenannten Armenkinder aufkaufte und sie in förmlichen Zuchthäusern einpferchte, wo ungenügende Verpflegung und Ruhe mit übermässiger Ausbeutung abwechselten. Dieses System blieb nicht auf England beschränkt; es begegnet uns in allen Ländern urwüchsiger kapitalistischer Entwicklung, nur dass je nach den besondern Verhältnissen Jugendliche, Arbeiterinnen und erwachsene Arbeiter die Stelle der Kinder einneh-

men. In Deutschland füllten für das Wohl der Manufakturen besorgte Regierungen die Arbeiterhäuser der letztern mit unfreiwilligen Arbeitskräften; später wurden diese durch Kinder, Frauen und neuerdings durch ausländische Arbeiter ersetzt. Das System ist in der Hauptsache das alte geblieben. In der ländlichen Zuckerindustrie, auf Ziegeleien und in Steinbrüchen finden wir es noch urwüchsig wieder in den Schlafbaracken und Schlafhäusern, gegen deren trostlose Erbärmlichkeit die staatlichen Zuchthäuser wahre Paläste sind. Die Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten bringen Schilderungen über diese Zustände, die ein Hohn sind auf unsere moderne Kultur. Auf höherer Stufe begegnen wir ihm in den sogenannten «Arbeiterinnen- und Ledigenheimen» grossindustrieller Betriebe zur Unterbringung fremder Arbeitskräfte, die eine moderne Einrichtung mit einem um so raffinierten Anstaltssystem verbinden, und auf höchster Stufe in den Arbeiterwohnungen und Arbeiterkolonien einzelner Etablissements, die auch die verheirateten Arbeiter in das gleiche Abhängigkeitsjoch zwingen. Wo der Kapitalist nur die Männer beschäftigt, da begnügt er sich mit dem Wohnungszwang und überlässt den Arbeitern die Beköstigung selbst. In der Textilindustrie muss auch die Arbeiterfrau in die Fabrik; da ergänzt die Speiseanstalt wirksam das Wohnungsjoch. Und dieses System entbehrt durchaus nicht immer des Zwanges — die Fabrikwohnungen dürfen nicht leer bleiben und die billigen fremden Arbeitskräfte sollen vor der Berührung mit Einheimischen möglichst bewahrt bleiben. Auch verlangt häufig die Behörde solche Einrichtungen für ausländische Arbeiter. Und, was vor allem wichtig ist, dieses grossindustrielle Feudalsystem ist keineswegs im Rückgange begriffen, sondern es breitet sich zusehends aus und verbirgt seine Gemeingefährlichkeit hinter dem blanken Schild sozialer Arbeiterwohlfahrt.

Angesichts dieser Entwicklung drängt sich der Arbeiterschaft mehr und mehr die Erkenntnis auf, dass man die Bekämpfung des Kost- und Logiszwanges bisher erheblich unterschätzt und einseitig betrachtet habe, dass es nicht genügt, dem Untergang der kleinmeisterlichen Hausgemeinschaft nachzuhelfen, sondern dass der Kampf auch gegen das in weit höherem Grade kulturfeindliche grossindustrielle Arbeitshausssystem geführt werden muss. Dass dieser Kampf nicht zu umgehen ist, beweist schon ein Blick auf die gegenwärtige Rechtslage. An der Aufrechterhaltung der Gesetzbestimmungen, die dem Kost- und Logiszwang seine Existenz ermöglichen, ist die Grossindustrie in ungleich höherem Masse als das Kleinhandwerk interessiert; grosskapitalistische Einflüsse führten bei Beratung der 1891er Gewerbeordnungsnovelle eine Erweiterung der Aus-